

"Cicero – Zwei Leben, eine Bühne"

Man hätt' so gern noch Tschüss gesagt

Ein Kinofilm entdeckt neue Seiten an den Musikern Eugen und Roger Cicero.

Eine Rezension von **Florian Zinnecker**

2. April 2022, 20:16 Uhr ⓘ / [8 Kommentare](#) /

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN



*Eugen und Roger Cicero, 1973, in der Einfahrt ihrer Berliner Villa
© Thomas Blaser/Latemar Film*

Die ersten Minuten wirken zunächst ein wenig unspektakulär. Es ist der 24. März 2012, in ein paar Stunden wird Roger Cicero vor 12.000 Menschen in der Hamburger Barclaycard Arena auftreten, jetzt groovt er sich ein. Füllt Tee in eine Thermoskanne, macht Aufwärmübungen für die Stimme, umarmt die Musiker seiner Bigband, alle aufgekratzt und bester Laune. Als die Show beginnt, sieht man ihn hinter der Bühne zu den ersten Takten des ersten Songs tanzen, dann geht es los: Auftritt, Bauchkribbeln, Riesenjubiläum.

Was man nicht sieht: Am selben Tag, nur wenige Stunden vorher, trifft Katharina Rinderle, die Autorin dieses Films, Roger Cicero hier zum ersten Mal persönlich. Damals steht Rinderle kurz vor der Gründung ihrer eigenen Produktionsfirma, heute gehört sie unter anderem der deutschen Auswahljury an, die Filme für den Auslands-Oscar vorschlägt.

Sie trifft Roger Cicero, um mit ihm den Drehplan für ihr nächstes großes Projekt zu besprechen: ein Film über ihn, auf den Spuren seines Vaters, des

Jazzpianisten Eugen Cicero. Der war einer der ganz Großen, er geriet aber nach seinem frühen Tod 1997 ein wenig in Vergessenheit. Roger war 27 Jahre alt, als sein Vater starb.

Er sei sofort begeistert von der Filmidee gewesen, erinnert sich Rinderle an Rogers Reaktion. Sie planen die Drehtermine, eine Reise nach Rumänien etwa, in die Heimat des Vaters (der Künstlernamen Cicero ist eine Ableitung des rumänischen Nachnamens Ciceu), und zahlreiche weitere Treffen. Der Auftritt am Abend soll der Auftakt sein.

Doch kurz danach beginnt Roger, Konzerte abzusagen, er braucht eine Pause. Die Drehtermine müssen bald verschoben werden, erst um ein Jahr, dann um zwei weitere, sein Terminkalender ist einfach zu voll.

Und dann ist Roger Cicero plötzlich tot [<https://www.zeit.de/kultur/musik/2016-03/roger-cicero-nachruf>], gestorben an einem Hirnschlag wie sein Vater. Die Nachricht wird am 24. März 2016 öffentlich, auf den Tag vier Jahre nach dem Treffen in der Barclaycard Arena. Die Bilder, die ihn dort hinter der Bühne zeigen, sind nicht nur die ersten von ihm, die für den Film entstanden sind, sondern auch die letzten.



Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 14/2022. Hier können Sie die gesamte Ausgabe lesen.

[<https://premium.zeit.de/abo/diezeit/2022/14>]

Katharina Rinderle hat den Film dann trotzdem gemacht, zunächst allein, dann mit dem Hamburger Regisseur Kai Wessel und der Cutterin Tina Freitag. Natürlich wird er ganz anders als geplant: Er handelt nun nicht von einem zu früh zu Ende gegangenen Leben, sondern von zweien, die noch dazu auf besondere Art miteinander verwoben sind.

Mindestens zur Hälfte besteht der Film aus Musik: aus Konzertmitschnitten, Probenaufnahmen, Song-Schnipseln, auch ein paar gehobene Schätze sind darunter. Etwa eine Aufnahme aus dem rumänischen Fernsehen, in der Roger den Jazzstandard *Misty* singt und Eugen ihn begleitet.

Ein Leben, das schnell mehr Fahrt aufnimmt, als er verkraften kann

Wer von beiden der bessere Musiker gewesen ist, lässt sich schwer sagen. Das größere Talent war vielleicht der Sohn, das größere Genie zweifellos der Vater. Mit vier Jahren konnte Eugen Cicero schon Klavier spielen, mit zehn Jahren gab er Konzerte, mit 18 gründete er ein Jazzquintett, mit Anfang 20 wurde er Hochschulprofessor in Bukarest. Auf einer Tournee nach Ost-Berlin Anfang der Sechziger verschafft ihm die rumänische Botschafterin ein Tagesvisum für den Westteil der Stadt. Dort angekommen, beschließt er, nicht zurückzukehren – und im Westen weiterzuspielen.

Das erzählen im Film alte Freunde, Musikerkollegen und andere, die damals dabei waren, ihre Geschichten und Anekdoten machen die andere Hälfte des Films aus. Eine allwissende Erzählerstimme, die alles ausdeutet und einordnet, gibt es nicht. So bleibt vieles nur angedeutet und anderes ganz ungesagt – ganz sicher eine der Stärken des Films.

Eugen Ciceros Karriere im Westen beginnt so richtig, als ihn der Schweizer Jazzschlagzeuger Charly Antolini zufällig bei einer Jamsession trifft – so erzählt der im Film. Er fragt ihn, ob er Lust habe, Aufnahmen für eine Plattenfirma zu machen. Eugen sagt Ja, und als der Labelchef 60 Mark pro Nummer verspricht, nehmen Cicero und Antolini in einer Nacht zwei ganze Alben auf – mit Stücken, die Eugen Cicero berühmt machen sollen: klassische Werke, verjazzt, und Jazznummern, gespickt mit klassischen Zitaten, alles immer improvisiert.

Z +

Exklusiv für Abonnenten

Work-Life-Balance

"Ich musste dem Beruf mein ganzes Leben unterordnen"

[<https://www.zeit.de/arbeit/2022-04/work-life-balance-karriere-familie-freizeit>]

Handynutzung

"Ich hab doch einfach nur mein Smartphone an"

[<https://www.zeit.de/zeit-magazin/2022/14/handynutzung-teenager-toechter-smartphone-familie>]

Schule für Ukraine-Flüchtlinge

"Deutsche Lehrer verstehen die ukrainischen Kinder nicht"

[<https://www.zeit.de/gesellschaft/schule/2022-04/schule-ukraine-fluechtlinge-integration>]

Mehr Abotexte → [<https://www.zeit.de/exklusive-zeit-artikel>]

Er hätte das Zeug zum Weltstar gehabt, darin herrscht im Film große Einigkeit. Dass er keiner wurde, liegt nicht nur an seinem frühen Tod. Sondern wohl auch daran, dass er es nicht für nötig hielt, er konnte ja auch so schon machen, was er liebte: Jazz.

Auch sein Sohn ist lange kein Star. Nach dem Tod des Vaters hält er sich in Hamburg sieben Jahre lang mit Auftritten im Nachtclub Angie's auf der Reeperbahn [<https://www.zeit.de/hamburg/2019-01/reeperbahn-strasse-hamburg-partyeile-rotlichtviertel-sinnbild>] über Wasser, immer wieder fällt er als exzellenter Sänger auf, aber es zieht ihn nicht in die erste Reihe. Erst als ihn sein alter Kommilitone, der Hamburger Pianist Joja Wendt, im Jahr 2005 in dessen Konzert in der Laeiszhalle auf die Bühne holt, ändert sich das. Im Publikum sitzt Wendts Managerin Karin Heinrich, die auch schon mit Elton

John, Bon Jovi, Andrea Bocelli und André Rieu arbeitete. Nach dem Konzert habe sie ihn gefragt, warum er eigentlich noch kein Star sei, erzählt sie. Sie gibt ihm ihre Karte, es dauert drei Monate, bis er sich meldet, dann erklärt sie ihm, wie sie ihn berühmt machen will: als deutscher Frank Sinatra, Bigband-Swing, mit deutschen Texten.

Von diesem Moment an dauerte es nicht mehr lange bis zu den ganz großen Hallen. Roger selbst kann dazu heute nichts mehr sagen, der Film erweckt den Eindruck, als sei er auch zu Lebzeiten nicht unbedingt zu Wort gekommen. Er machte die Karriere, die seinem Vater verwehrt blieb. Doch musste er dafür die Kompromisse eingehen, auf die Eugen keine Lust hatte: Musik, die sich als Jazz nur noch verkleidet, und ein Leben, das schnell mehr Fahrt aufnimmt, als er verkraften kann.

Zu den stärksten Momenten des Films gehört jener, in dem die Kollegen, die Freunde, Musiker, Geschäftspartner, Coaches nacheinander einfach nur schweigen und nach Worten suchen, weil sie den Tod bis heute nicht fassen können. "Ich dachte, wir spielen zusammen, bis wir alt und grau sind", sagt der Schlagzeuger Matthias Meusel.

Um Roger Ciceros Privatleben macht der Film einen großen Bogen. Das ist verständlich, wer will schon Menschen vor die Kamera zerren, die gerade ihren Vater, ihren Partner, ihren Sohn verloren haben. Schade ist es nur deshalb, weil die Frage, wie viel der Roger Cicero auf der Bühne mit dem echten zu tun hatte, so natürlich offenbleiben muss. Und so sitzt man im Kino wie damals die Menschen im Konzert: das Talent zweier Musiker bewundernd, von denen man gar nicht gedacht hätte, wie gut sie eigentlich waren.

Der Film "Cicero – Zwei Leben, eine Bühne" läuft seit dem 24. März im Abaton, im Zeise Kino und in der Astor Filmlounge.